



JULIA
ZIESCHANG
**KÖNIGS
FLUCH**

~ Prequel ~

GedankenReich Verlag
N. Reichow
Neumarkstraße 31
44359 Dortmund
info@gedankenreich.verlag.de
www.gedankenreich-verlag.de

KÖNIGSFLUCH (Prequel)

Text © Julia Zieschang, 2025
Cover & Umschlaggestaltung: Phantasmal Image
Lektorat: Christiane Geldmacher
Korrektorat: Silke Maria Hill
Satz & Layout: Phantasmal Image
Covergrafik © shutterstock
Innengrafiken © shutterstock
Druck: BOOKS FACTORY Sp. z o.o.
ul. Cukrowa 22
71-004 Szczecin (Polen)
admin@booksfactory.de

ISBN 978-3-98792-062-2

© GedankenReich Verlag, 2025
Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Inhaltswarnung

**Diese Märchenadaption ist dunkel und düster, manchmal auch blutig.
Wenn du das Originalmärchen von König Blaubart kennst,
ahnst du vielleicht bereits, was dich in Königsblau erwartet.
Solltest du dich entscheiden, in meine dunkle Märchenwelt
voller finsterner Geheimnisse einzutauchen,
sei dir gewiss, dass du darin auch Gewalt begegnen wirst.**

Ein Märchen

~ Verloren, gegangener Teil des Gedichts ~



*in Märchen wie viele,
Schon oftmals gelesen.
Und doch wie kein zweites,
So anders im Wesen.*

*Ein Mädchen von blauem Blute,
Das ganz allein reist;
Ein König mit blauem Bart,
Der später so heißt.*

*Ein Märchen wie viele,
Schon oftmals gelesen.
Und doch wie kein zweites,
So anders im Wesen.*

*Eine Erbse so grün,
Hält sie wach die ganze Nacht.
Ein Wunsch aus Verzweiflung,
Ein Monster aus ihm macht.*

*Ein Märchen wie viele,
schon oftmals gelesen.
und doch wie kein zweites,
so anders im Wesen.*

*Fünf winzige Elfen,
sind die Retter in der Not.
Doch sei auf der Hut vor der Unke,
denn sie bringt den Tod.*

*Ein Märchen wie viele,
schon oftmals gelesen.
Und doch wie kein zweites,
so anders im Wesen.*

PROLOG

»Claire!« Atemlos kam Ric vor ihr zum Stehen. »Ich habe dich überall gesucht. Wieso liegst du nicht in deinem Bett? Hast du vergessen, was der Hofarzt gesagt hat?«

Claire wandte ihren Blick von der Glasfront des Wintergartens ab und betrachtete ihren Ehemann in der Uniform des Anführers der königlichen Bogenschützen. Nur ihretwegen hatte er seine derbe Jägerkleidung gegen eine Uniform getauscht. Er sah darin stattlich aus und weniger wild, aber immer noch wie ihr Ric. Die kantigen Gesichtszüge, die ausgeprägten Wangenknochen und das breite Kinn. All das war Claire inzwischen so vertraut geworden, als wäre es ihr eigenes Gesicht. Schwarze Locken umspielten seine Stirn. Das Zentrum bildeten seine aquamarin-blauen Augen, die sie sorgenvoll ansahen.

Claire seufzte tief. »Wie könnte ich das? Du erinnerst mich ja nur täglich zehnmal daran.«

Rics Augen verengten sich, aber Claire wusste, es war vor allem die Sorge um sie, die ihn veranlasste, ärgerlich wegen ihres Verhaltens zu sein. »Und weshalb hältst du dich dann nicht an seine Anweisungen? Er hat dir strikte Bettruhe verordnet.«

»Hast du gewusst, dass dies hier der Lieblingsort meiner Eltern im Palast gewesen ist?«, fragte Claire anstelle einer Antwort. Sie sah sich im Wintergarten mit seinen prächtigen Palmen und den vielen Orchideen in den unterschiedlichsten Farben um. Hier hatten sich Ric und Claire verlobt und seitdem war es auch ihr Lieblingsplatz.

»Nein, aber ich kann verstehen, wieso. Trotzdem solltest du dich schonen. Komm, ich begleite dich in deine Gemächer.«

Claire drehte sich zu Ric und strich ihm eine dunkle Locke aus der Stirn. »Ich bin schwanger, nicht krank.«

»Hochschwanger«, korrigierte er sie mit Blick auf ihren kugelrunden Bauch.

Claire legte beide Hände ins Kreuz. »Ich brauchte einen Ortswechsel. Kannst du dir vorstellen, wie langweilig es ist, den ganzen Tag auf die Decke des Himmelbettes zu starren?«

»Es ist ja nur noch von kurzer Dauer.« Besänftigend legte Ric eine Hand auf Claires Bauch und streichelte ihn liebevoll. »Außerdem habe ich da etwas, das dir Zerstreuung bringen wird. Oder vielmehr, der König hat etwas.«

»Vater hat etwas für mich?«

Ric lächelte, als er das neugierige Funkeln in Claires Augen bemerkte. Er bot ihr seinen Arm an und Claire hakte sich unter, um sich von ihm in ihre Gemächer geleiten zu lassen.

»Was ist es?« Claire zuckte zusammen, als das Kind sie fest gegen den Bauch trat.

Ric blieb sofort stehen. »Ist alles in Ordnung? Soll ich den Arzt rufen lassen?«

»Das Kind ist nur ein wenig unruhig. Das hat es sicherlich von seinem Vater.« Entschieden machte Claire einen Schritt nach vorne.

Den restlichen Weg setzten sie schweigend fort. Claire dachte an ihre Hochzeit vor fast einem Jahr und wie glücklich sie gewesen war, dass Ric sich ihr zuliebe entschieden hatte, ein schnöseliger Edelmann zu werden. Seine Wortwahl – nicht ihre.

In ihren Gemächern wartete bereits ihr Vater auf sie und so wie er im Raum umher tigerte, war er, genau wie Ric, höchst besorgt um Claires Gesundheit.

»Wo treibst du dich nur wieder herum?«, fragte König Edmund, noch ehe die Tür hinter ihnen geschlossen war.

»Ich bin nur in den Wintergarten gegangen.« Claire schritt zu ihrem Bett und Ric half ihr dabei, sich hinzusetzen.

Er häufte eine Menge Kissen in Claires Rücken an, sodass sie aufrecht sitzen konnte.

»Im Wintergarten also.« Der Blick des Königs trübte sich. Ohne Zweifel dachte er an seine verstorbene Ehegattin.

»Weshalb wolltest du mich sprechen, Papa?«, fragte Claire betont fröhlich, um die traurigen Gedanken ihres Vaters zu verscheuchen.

»Es gibt etwas, das ich dir geben möchte. Es befindet sich schon seit geraumer Zeit in meinem Besitz, aber ich fand einfach nie den richtigen Zeitpunkt.« Der König begann vor Claires Bett auf- und abzulaufen. »Du erinnerst dich an den Ring?«

Claire verzog das Gesicht bei der Erwähnung des verhassten mattschwarzen Rings mit den drei Amethysten. Ärgerlicher als beabsichtigt, fuhr sie ihren Vater an: »Wie könnte ich das nicht? Ich war über drei Jahre lang gefangen in der Gestalt einer alten Frau.«

Der König kam zu ihr ans Bett und setzte sich an das Fußende. Nachdenklich fuhr er mit der Hand über die kunstvoll bestickte Überdecke. »Ich war nicht ganz ehrlich zu dir. Als der Ring verschwand, da wusste ich, was damit passiert war.« Schuldbewusst senkte er das Haupt.

»Ihr habt es gewusst?«, fragte Ric und raufte sich die Haare. »Wir haben tagelang den Palast nach ihm durchsuchen lassen. Alle waren in wildem Aufruhr und Claire hatte furchtbare Angst, er könne in die falschen Hände gelangt sein!«

Claire warf Ric einen warnenden Blick zu, um ihn zum Schweigen zu bringen. Sie griff nach der Hand ihres Vaters, weil sie spürte, dass er ihren Zuspruch brauchte. »Warum erzählst du mir das ausgerechnet jetzt?«

»Weil ich finde, du solltest es erfahren, bevor euer Kind zur Welt kommt. Dann verstehst du vielleicht, was Mutterliebe anrichten kann und weshalb deine Mutter nicht mehr unter uns weilt. Einige Dinge waren selbst mir nicht bekannt. Ich wusste nicht, was sie getan hatte, um dich zu beschützen.« Der König entzog ihr seine Hand und schlug sie sich vors Gesicht.

Seine Schultern bebten und Claire wusste nicht, wie sie damit umgehen sollte. Ihr Vater hatte nicht mehr geweint seit dem Tag, an dem ihre Mutter verstorben war.

»Ich verstehe nicht.« Hilflös legte sie eine Hand auf seine Schulter und drückte diese. »Was ist denn los?«

»Entschuldige bitte.« Der König wandte sich ab, zog ein Stofftaschentuch hervor und tupfte sich die Augen damit. »Damals, als sie kam, um den Ring ihrer Schwester zurückzufordern, da kannte ich nicht die Zusammenhänge. Weder wusste ich, dass der Ring von ihr stammte, noch, was deine Mutter getan hatte.« Der König machte eine Pause, um sich zu sammeln.

»Von wem spricht Ihr?«, fragte Ric und trat neugierig näher.

»Von der Seherin. Sie kam in den Palast und machte mir ein Angebot. Sie sagte, ihre Schwester wolle eine alte Schuld begleichen. Ich verstand nicht, wovon sie sprach. Welche alte Schuld? Die Seherin gab mir ein magisches Buch. Sie nannte es Märchenbuch. Im Gegenzug dafür wollte sie den Ring zurückhaben. Ich gab ihn ihr, weil ich froh war, das verfluchte Ding loszuwerden, das meiner Tochter so viel Kummer beschert hatte. Die Seherin erklärte mir, dass sich in dem Buch alle bereits erfüllten Schicksale in geschriebener Form befänden. Es wäre das Gegenstück zu dem Teppich, denn es würde aufzeigen, wohin die einzelnen Schicksalsfäden

tatsächlich geführt hätten und wie einzelne Knoten sich aufgelöst hätten. Du kannst mir glauben, ich habe kein Wort von dem verstanden, was sie zu mir sagte.« Der König klopfte mit der Hand auf die Überdecke, dann erhob er sich mit einem Stöhnen und schlurfte zur Fensterbank.

Claire folgte ihm mit ihrem Blick, wie er ein dickes, in dunkles Leder gebundenes, Buch in die Hände nahm und damit zu Claire zurückkehrte. Vor ihrem Bett blieb er stehen, zögerte einen kurzen Augenblick, ehe er ihr das Buch reichte. Es wog schwer in Claires Armen, weshalb sie es auf ihrem Bauch abstützte. Wozu hatte sie schließlich diese riesige Kugel?

Andächtig strich sie über die goldenen Lettern auf dem Ledereinband, die das Wort *Märchen* bildeten. Das Leder hatte ein paar Risse, die Ecken waren abgenutzt. Auch der Einband wies einige Kratzer auf und an manchen Buchstaben war die goldene Farbe abgeblättert.

»Was sind Märchen?«, fragte Claire.

»Besondere Geschichten, die, sobald sie zu ihrem Ende kommen, in dem Buch auf magische Weise erscheinen. Das zumindest hat die Seherin zu mir gesagt.« Der König kratzte sich am Ohr.

Claire starrte ratlos auf das Buch. »Mir erklärt sich immer noch nicht, weshalb die Seherin, wie du sie nanntest, dir ein solches Buch gegeben hat und weshalb ich es lesen soll?«

»Du wirst es verstehen, wenn du erfahren hast, was damals wirklich passiert ist. Vor deiner Geburt meine ich.« Der König holte tief Luft. »Es ist von größter Wichtigkeit, dass du die Wahrheit kennst. Die Wahrheit über mich, deine Mutter und George.«

George ... So hatte Bluebeard schon lange niemand mehr genannt, überlegte Claire.

»Was ist das für eine Wahrheit?«, fragte Ric mit deutlicher Anspannung in der Stimme. »Wird es sie aufregen?«

»Ich hoffe nicht. Zumindest nicht allzu sehr.« Der König verlagerte sein Gewicht von einem Bein auf das andere.

»Mach dir keine Gedanken, Ric.« Claire schlug das Buch auf und strich über die erste vergilbte Seite.

Ric stellte sich so zu ihr, dass er ebenfalls einen Blick hineinwerfen konnte.

»Rotkäppchen«, las Claire die Überschrift, die aus verschnörkelten Buchstaben bestand. »Ist es das?«

»Nein, es ist die vorletzte Geschichte. Die Märchen erscheinen in der Reihenfolge, wie sie beendet wurden.« Der König räusperte sich und rieb sich das Ohrläppchen.

Daraufhin blätterte Claire das Märchenbuch von hinten durch und erstarrte, als ihr auf den Seiten ihr eigener Name ins Auge stach. Sie hielt inne, las ein paar Zeilen und sämtliche Farbe wich aus ihrem Gesicht. Sie blätterte zum Beginn des Märchens.

»Königsblau.« Das Wort war kaum mehr als ein Hauch. Es war erschreckend und schön zugleich, dort in Worte gefasst zu lesen, was ihnen widerfahren war. Der Anfang des Märchens lautete: »Was die Dunkelheit zuvor verborgen hatte, kam ans Licht. Bluebeards schauriges Geheimnis offenbarte sich vor ihnen und der Anblick war so entsetzlich, dass es Rosalie den Magen umdrehte. Es übertraf alles, was sie sich jemals in ihren schlimmsten Fantasien ausgemalt hatte.«

»Das ist unsere Geschichte«, stellte Ric fest und riss ihr beinahe das Buch aus der Hand. »Dort«, er deutete auf die ersten Zeilen. »Das ist Rosalie. Aber wie ist das möglich?« Ric sah fragend zum König.

Auch Claire hielt den Atem an. Den Namen von Rics Schwester auf dem alten Blatt Papier zu lesen, war weit mehr als merkwürdig. Ein ungutes Gefühl machte sich in Claire breit. Obwohl sie selbst Teil dieser Geschichte war, wollte sie die Ereignisse lieber nicht noch einmal vor ihrem inneren Auge aufleben lassen. Zu schaurig und auch traurig war das, was ihnen allen widerfahren war. Unwillkürlich dachte Claire an Poppy und eine Träne rann aus ihrem Augenwinkel, die sie sich verstohlen wegwischte. Die kleine Blumenelfe fehlte ihr so sehr!

Der König blickte beunruhigt zwischen den beiden hin und her. »Wie ich schon sagte, es ist ein magisches Buch. Grämt euch nicht darüber, dass eure Geschichte dort geschrieben steht. Freut euch, denn es bedeutet, dass ihr euer glückliches Ende bekommen habt.«

Claire und Ric tauschten einen Blick. Sie dachten beide dasselbe: Zwar hatten sie ihr »Und sie lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage« bekommen, doch der Preis dafür war hoch gewesen.

Claire blätterte zurück bis zum Anfang der nächsten Geschichte. Sie fuhr die Buchstaben mit dem Zeigefinger nach, ehe sie wisperte: »Königsfluch.« Sie blickte zu ihrem Vater auf. »Das ist sie, nicht wahr? Eure Geschichte. Die von Mama und dir.«

»Ja, und es ist wichtig, dass du sie liest. Danach verstehst du, weshalb alles gekommen ist, wie es gekommen ist.«

Erneut traten Claire Tränen in die Augen, was sie auf ihre Schwangerschaft schob. Ständig brach sie ohne Vorwarnung in Tränen aus und mehr über ihre Mutter zu erfahren, die Claire jeden Tag schmerzlich vermisste, machte sie sentimental. »Danke, Papa. Ich werde es jetzt gleich lesen.«

»Ich hatte gehofft, du würdest das sagen. Und so wird dir die Zeit im Bett wenigstens nicht lang.« Der König machte Anstalten zu gehen.

»Soll ich bei dir bleiben oder möchtest du alleine sein?«, fragte Ric.

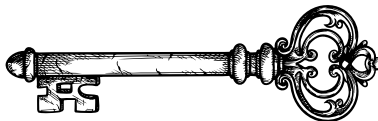
»Ehrlich gesagt, wäre ich lieber alleine.« Claire wollte ungestört in die Geschichte eintauchen können und sich ihrer Mutter nahe fühlen.

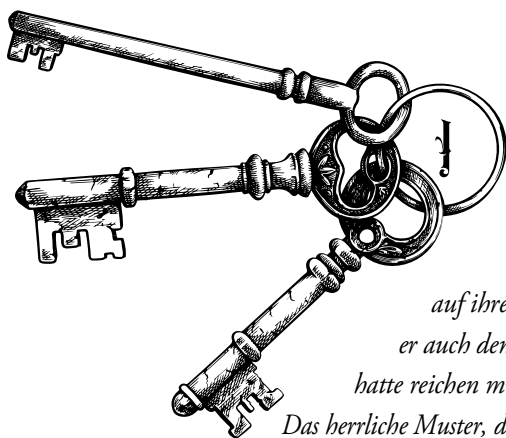
»Gut.« Ric beugte sich zu ihr hinunter, strich ihr eine goldene Haarsträhne hinter Ohr und hauchte ihr einen Kuss auf die Stelle zwischen Ohr und Wange, ehe er gemeinsam mit dem König ihre Gemächer verließ.

Sobald Claire alleine war, holte sie tief Luft und versuchte sich zu sammeln für das, was sie gleich erfahren würde. Ein aufgeregtes Kribbeln durchflutete sie, denn sie ahnte, dass die Geschichte ihrer Mutter nicht weniger spannend sein würde als ihre eigene.

Claire betrachtete die erste Seite von *Königsfluch*, deren Ecken mit wunderschönen Ornamenten verziert waren, genau wie die Überschrift, um die sich Ranken wanden. Mit dem Zeigefinger fuhr sie die feinen Linien eines der verschnörkelten Ornamente nach. Das Papier fühlte sich an den Rändern abgegriffen und speckig an, doch die Tinte war gestochen scharf, als wären die Worte eben erst geschrieben worden.

Claire senkte den Blick und begann zu lesen.





*Das Grün und Blau hatte etwas Farbe
auf ihre blass Haut gezaubert. Am liebsten hätte
er auch den Rest ihres Körpers gesehen, aber der Arm
hatte reichen müssen. Er konnte es sich auch so vorstellen.
Das herrliche Muster, das die Erbse auf ihren Körper gemalt hatte.*

George - Zwei Monate zuvor

Pst, nicht so laut!« Milla kicherte. »Was, wenn uns jemand hört?« Ihr Lachen war für George das schönste Geräusch auf Erden. Niemand konnte so bezaubernd lachen wie sie. »Du machst dir zu viele Gedanken«, sagte George und fing wieder an, sie zu küssen. Seine Lippen streiften ihre Wange, wanderten zu ihrem Ohr, in das er hinein raunte: »Hier draußen gibt es nur uns beide. Das ist unser geheimer Ort.«

»Ich weiß, trotzdem habe ich immer Angst, seit dein Vater ...«

»Sch, sch.« George legte ihr seinen Zeigefinger auf die vollen Lippen.

Er wollte jetzt nicht darüber reden, wie sein Vater vor einem halben Jahr herausgefunden hatte, dass George nur deshalb keine Prinzessin heiraten wollte, weil er Milla liebte. Beinahe hätte der König es geschafft, die beiden Liebenden zu trennen. Obwohl George ihn auf Knien angefleht hatte, es nicht zu tun und geschworen hatte, die Beziehung zu beenden, hatte dem König das nicht gereicht. Er hatte zur Strafe Georges Bruder Edmund auspeitschen lassen, während er selbst dabei zusehen musste. Das war die Art ihres Vaters, sicherzugehen, dass George sich an die Abmachung hielt.

Seitdem waren die beiden vorsichtiger und kamen sich nur noch hier, an ihrem geheimen Ort, näher.

Milla schlang ihre Arme um seinen Hals und George zog sie näher an sich heran, weil er es nicht ertragen konnte, wenn auch nur ein Hauch von Luft noch Platz zwischen ihnen fand. Ihr Kuss vertiefte sich und wieder einmal erstaunte es George, wie perfekt ihr Mund auf seinen zu passen schien, wie exakt sich ihr Körper in die

Mulden und Kurven seines Körpers schmiegte. Als wären sie zwei zusammengehörige Teile eines Ganzen.

Ohne ersichtlichen Grund unterbrach Milla den Kuss und lehnte sich mit einem frustrierten Seufzen zurück.

»Was bedrückt dich?« George betrachtete Milla mit einem Stirnrunzeln. Ihre Lippen waren prall und die Augen strahlend. Das braune Haar fiel ihr in glänzenden Wellen über die Schultern. Millas Körper war kurvig und kräftig, was an ihrer Arbeit als Küchenmagd liegen mochte. Sie musste jeden Tag schwere Töpfe schleppen und kiloweise Kartoffeln kleinschneiden.

»Ich habe gehört, dein Vater unternimmt Anstrengungen, eine passende Partie für dich zu finden.«

Augenblicklich verdüsterte sich Georges Miene. Das war ein Thema, über das er lieber nicht sprechen wollte. »Vater kann machen, was er will. Ich werde niemand anderen heiraten als dich.«

»Du weißt, das würde er nicht zulassen.«

Milla klang dabei so niedergeschlagen, dass George sofort die Arme um sie schlang und sie an sich zog. Milla lehnte ihren Kopf an seine Schulter, während er über ihr Haar strich. »Ich werde verzichten, das habe ich dir doch gesagt.«

»Das wird nicht funktionieren. Der König wird niemals zulassen, dass du auf den Thron verzichtest, um eine Küchenmagd zu heiraten. Eher lässt er mich beseitigen, wenn du nicht anders zur Vernunft zu bringen bist.«

Zu Georges Bestürzung sammelten sich Tränen in Millas Augen. »Das wird er nicht. Ich habe dir mein Wort gegeben, dich zu beschützen und dieses Versprechen werde ich halten. Du weißt, wie ernst es mir damit ist.«

Milla schüttelte den Kopf. »Lass uns nicht länger darüber reden, wir sollten die Zeit genießen, die uns noch bleibt, bis ...«

»Bis was?«, hakte er nach, als Milla nicht weitersprach.

»Du weißt schon.«

»Nein, tue ich nicht.«

Milla legte den Kopf in den Nacken und sah zu ihm auf. Ihre Unterlippe bebte. »Bis Edmund stirbt. Er wird es nicht schaffen. Das ist dir bewusst, nicht wahr?«

George presste die Lippen fest aufeinander. Sein Bruder lag im Sterben, aber er wollte es nicht wahrhaben. Edmund durfte nicht sterben. Sein kleiner Bruder hatte

sich auf einem Jagdausflug eine schwere Verletzung unterhalb der Rippen zugezogen. Die Wunde hatte sich entzündet und Wundbrand ausgelöst.

»Nach allem, was ich gehört habe, steht es wirklich schlecht um ihn.« Milla blickte ihn eindringlich an, ihre vollen Lippen waren einen Spalt breit geöffnet und George musste sich zusammenreißen, um sie nicht erneut zu küssen.

»Ich werde das verhindern«, presste er hervor. »Edmund wird nicht sterben.«

»Und wie willst du das anstellen? Selbst der Hofarzt ist ratlos, was seinen derzeitigen Zustand betrifft. Nur ein Wunder kann ihn jetzt noch retten.«

»Ganz genau.« Georges Blick verfinsterte sich, während er an Milla vorbei auf die Lichtung starnte.

Millas Augen huschten wachsam über sein Gesicht, registrierten jede seiner Gefühlsregungen. »Was hast du vor?«

Georges Kiefer verhärtete sich. Es war kein guter Plan, aber es war der einzige, den er hatte. »Du kennst die Geschichten von der Unke?«

Schlagartig wich sämtliche Farbe aus Millas Gesicht. Ihre Augen weiteten sich besorgt. »Nein, George, tu das nicht. Das ist es nicht wert.«

»Dann weißt du also, was man sich über die Unke erzählt«, erwiderte er düster.

»Mich dünkt, das wäre keine gute Idee. Eine ganz und gar schreckliche, um genau zu sein.«

George spürte, wie er ärgerlich wurde. Verstand sie nicht, dass er es um ihrer beider Willen tun musste? »Ich tue es doch für uns, damit wir zusammen sein können! Wenn ich dabei noch das Leben meines kleinen Bruders rette, wie könnte es das dann nicht wert sein?«

»Ich kenne die Geschichten, die sich um die Unke ranken«, murmelte Milla unheilvoll. »Sie ist das mächtigste magische Wesen und sie erfüllt jedem, der sie findet, einen Wunsch. Aber George«, ihre Stimme nahm an Dringlichkeit zu, »die Unke ist ebenso ein Symbol für Wiedergeburt und Tod. Im Gegenzug für jeden gewährten Wunsch, muss etwas sterben. Und für dich als Thronerben wird sie einen besonders hohen Preis haben.«

Millas Augen waren weit aufgerissen, die Pupillen winzig klein. George legte ihr besänftigend eine Hand an die Wange und streichelte die zarte Haut mit seinem Daumen. »Wenn du mir versprichst, mich immer zu lieben, egal, was ich dafür tun muss, dann wird kein Preis jemals zu hoch für mich sein.«

In diesem Moment schien es ihm, als blicke Milla direkt in sein Innerstes. George musste ein Schaudern unterdrücken. Wie sehr er dieses Mädchen liebte, es schon immer getan hatte, seit sie mit vierzehn als Küchenmagd an den Palast gekommen war. Inzwischen waren zwei Jahre ins Land gezogen und er selbst war vor wenigen Monaten neunzehn geworden. Es war nur natürlich, dass sein Vater darauf drängte, den Thronerben zu vermählen, aber George verzichtete lieber auf seinen Titel als auf das Mädchen, das er liebte.

»Natürlich werde ich dich immer lieben. Es wird nie einen anderen für mich geben. Selbst wenn du eines Tages eine Prinzessin heiratest und ich nie mehr als deine Mätresse wäre, so wäre ich dennoch glücklich. Bitte, George, überlege es dir noch einmal, ob du dich nicht doch besser dem Willen deines Vaters beugst.«

George schüttelte den Kopf. Wenn er sich etwas vorgenommen hatte, war er stur wie ein Ochse und niemand konnte ihn davon abhalten. »Du weißt, ich muss es tun. Für Eddy und für uns.«

Etwas schimmerte in Millas Augenwinkel und sie wandte hastig den Kopf ab.

»Weinst du etwa?«, fragte George und Bestürzung lag in seiner Stimme.

»Nein.« Milla wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Es ist nur so ein Gefühl. Etwas Schreckliches wird passieren, wenn du zur Unke gehst. Ich will das nicht.«

»Meine süße kleine Milla. Um mich brauchst du dich nicht zu sorgen. Es wird alles gut werden. Ich verspreche es dir.« George meinte jedes seiner Worte ernst. Ihm waren Versprechen heilig und er war sich sicher, dass alles, was er sagte, der Wahrheit entsprach.

Er umfasste ihr Kinn und drehte sanft ihren Kopf zu ihm, damit er sie noch einmal küssen konnte.

Milla ließ es zu und George war einmal mehr wie berauscht davon, wie süß sie doch schmeckte, seine Milla.



George hatte kaum einen Schritt an den Palastwachen vorbei ins Innere gemacht, da fing James ihn ab.

»Wo habt Ihr gesteckt?«, fragte er und fügte dann in Hinblick auf die Wachen hinzu: »Prinz George.«

James kam einem Freund hier am Palast am nächsten. Obwohl James sein Diener war, störte dies weder George noch ihn. Die beiden waren von Kindesbeinen an zusammen aufgewachsen und es war immer klar gewesen, wer welche Rolle innehatte.

»Was gibt es?«, antwortete George mit einer Gegenfrage, da er nicht das Bedürfnis verspürte, James darüber zu informieren, dass seine Lippen noch ganz wund von den vielen Küssen waren, die er mit Milla getauscht hatte.

»Es geht um Prinz Edmund. Sein Zustand hat sich erneut verschlechtert. Der Fieberwahn hält ihn fest in seinem Griff. Er kommt gar nicht mehr zu sich.«

»Bei allen Flüchen dieses Landes!«, stieß George hervor. »Ich muss zu ihm.«

Um keine Zeit zu verlieren, rannte er los. Sein Plan stand ohnehin fest. Er würde nur eben nach Eddy sehen und sich dann unverzüglich auf den Weg machen, um die Unke zu finden. Die Vorkehrungen dafür hatte er schon vor einiger Zeit getroffen, trotzdem hatte er es so lange wie möglich hinausgezögert. Er hatte gehofft, Eddy würde von allein wieder genesen, aber nun war klar, das würde nicht geschehen. Gottes Plan war es, seinen kleinen Bruder zu sich zu holen, aber George hatte seine eigenen Pläne und Gott würde diese nicht durchkreuzen!

Während er durch die endlos langen Gänge lief, bis er den Westflügel erreichte, dachte er darüber nach, weshalb er nicht schon viel eher losgeritten war. Vielleicht glaubte ein Teil von ihm ebenfalls, was Milla sagte und befürchtete, es würde ein schlimmes Unheil geschehen, wenn er die Unke aufsuchte. George schüttelte diesen Gedanken von sich ab. Zweifel konnte er sich im Moment nicht leisten.

Als er leise das Zimmer seines Bruders betrat, ertrug er kaum dessen geschwächten Anblick. Blass wie der Tod lag Eddy in seinem Bett. Die Bettdecke verdeckte nur unzureichend, wie dünn und abgemagert sein Körper inzwischen war. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. George tunkte das Tuch in die Schüssel mit kaltem Wasser und tupfte ihm vorsichtig den Schweiß vom Gesicht. Ein gequältes Stöhnen entwich Eddy. Er rollte den Kopf hin und her und seine Augen flatterten, gepeinigt von einer seiner fieberigen Wahnvorstellungen.

»Du sollst nicht länger leiden müssen, Eddy«, sagte George mit gedämpfter Stimme. Er hoffte, die Worte würden zu seinem Bruder durchdringen. »Aber nicht

Gott wird dein Leiden beenden, sondern ich. Ich werde dir ein Heilmittel besorgen und alles, was du tun musst, ist bis dahin am Leben zu bleiben. Hörst du? Atme, Eddy, atme und kämpfe weiter. Nicht mehr lange und du hast es überstanden. Das verspreche ich dir.«

George legte seine Hand auf die abgemagerte Schulter seines Bruders und drückte diese leicht. Das Flattern seiner Augenlider ebte ab, als hätte Georges Berührung Eddys Geist entspannt und die Wahnvorstellung verscheucht. Mit diesem tröstlichen Gedanken wandte George sich ab und verließ die Gemächer seines Bruders, um seine eigenen aufzusuchen.

Schon bald hatte er alles Nötige zusammengepackt, was er für den mehrtägigen Ritt benötigte. Jetzt musste er nur noch aus dem Palast kommen, ohne dass jemand von seinen wahren Absichten erfuhr. Am allerwenigsten sein Vater, der König.

Draußen im Innenhof lief James auf ihn zu. »Wo wollt Ihr hin?«

Natürlich hatte dieser sofort durchschaut, dass sich George auf direktem Weg zu den Ställen befand. Seine Reitkleidung hatte vermutlich ihr Übriges dazu beigetragen.

»Das geht dich nichts an. Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten«, brummte George.

»Ihr seid meine Angelegenheit«, insistierte James. »Ich bin Euer Diener, schon vergessen?«

»Wie könnte ich das?« George lachte.

»Ausgezeichnet. Ich wiederhole: Wo wollt Ihr hin?« James musterte ihn mit einer Mischung aus Besorgnis und Entschlossenheit.

»Schwöre, dass du es niemandem verrätst«, forderte George.

»Ich schwöre.«

»Ich mache mich auf den Weg, die Unke zu finden und ein Heilmittel für Eddy einzufordern.«

James sah aus, als würden ihm gleich die Augäpfel rausspringen. »Ihr macht Witze!«

»Sehe ich aus, als würde ich spaßen?« George schritt unbeirrt auf die Stallungen zu.

»Das könnt Ihr nicht tun. George, ich bitte Euch, seid doch vernünftig. Ihr kennt doch die Geschichten über die Wünsche, die die Unke erfüllt. Sie alle enden mit Tod und Verzweiflung. Es kommt nichts Gutes dabei heraus, die Unke aufzusuchen.«

»Du klingst wie Milla. Ihr beide solltet euch zusammentun und die Gemeinschaft der Feiglinge gründen«, entgegnete George.

»Sehr witzig!« James schnaubte. »Mir scheint, Milla besitzt einen Funken mehr Verstand als Ihr.«

George funkelte ihn wütend an.

»Warum sucht Ihr keine Blumenelfe? Das ist weit weniger gefährlich.«

George warf ihm einen Blick aus zusammengekniffenen Augen zu. »Du weißt wieso. Die Elfen gelten schon seit Jahrzehnten als ausgestorben und selbst wenn sich noch irgendwo eine herumtreiben würde; sie zu finden könnte Monate dauern. So viel Zeit hat Eddy nicht mehr.«

Inzwischen hatten sie den Stall erreicht. George stieß die Tür auf und stapfte zu seinem Pferd Reaper – einem Rappen, dessen Fell so schwarz war wie Georges Haar. Am Halfter führte er das Pferd hinaus ins Freie, wo er es anband, um Sattel und Zaumzeug zu holen. Unterdessen ließ er James' Schimpftirade an sich abprallen.

Nachdem George Reaper gesattelt hatte, befestigte er links und rechts zwei prall gefüllte Taschen. Sein Schwert trug er an einem Gürtel bei sich, so wie eine Armbrust auf seinem Rücken.

George stieg mit einem Fuß in den Steigbügel und schwang sich auf sein Pferd.

»Gibt es nichts, was ich noch sagen kann, um Euch von diesem törichten Unterfangen abzuhalten?«, jammerte James.

»Rein gar nichts.« George lächelte schmal. »Sei mir ein guter Freund und kümmer dich während meiner Abwesenheit um Eddy. Und erfinde irgendeine Geschichte für meinen Vater.«

James stöhnte und rieb sich die Stirn. Er hatte sich in seinem jungen Leben schon zu häufig eine Geschichte für den König ausdenken müssen. Immer dann, wenn George beschlossen hatte, eine Auszeit vom Palastleben wäre angebracht.

»Dir fällt schon etwas ein«, sagte George gutgelaunt und drückte seinem Rappen die Fersen in die Flanke.

Reaper setzte sich in Bewegung und im Schrittempo näherten sie sich dem Tor.

»Viel Glück!«, rief James ihm hinterher.

Sobald die Palastmauern hinter ihnen lagen, galoppierten sie los. In einem rasenden Tempo flogen Wiesen und Felder an ihnen vorbei und erst, als sie den

Wald erreichten, zügelte George sein Pferd und in einem gemächlichen Trab verschwanden sie zwischen den dichten Bäumen.

Den Weg zur Unke zu finden, war nicht das Problem. Jeder wusste von der Höhle, in der sie angeblich hauste. Glaubte man den Geschichten, dann begann die wahre Prüfung beim Eintritt in ebendiese. Dort galt es, gefährliche Rätsel zu lösen, und es wurde gemunkelt, dass diese tödlich enden konnten. Wer es jedoch bis zur Unke schaffte, der wurde belohnt, indem sie ihm einen Wunsch gewährte. Das vermochte nur die Unke als mächtigstes magisches Wesen. Gleichzeitig war sie auch ein Symbol für Reinkarnation und Tod, aber darüber würde George sich Gedanken machen, wenn er ihr gegenüberstand. Er war neugierig darauf, wie die Unke tatsächlich aussehen mochte. Ob ihre Haut wie in den Geschichten, die man sich erzählte, von einem leuchtenden, gefährlich aussehenden Muster bedeckt war? Oder waren es doch Warzen, wie aus anderen Quellen berichtet wurde? Manche sagten, die Pupillen der Unke seien dreieckig, andere behaupteten, sie seien herzförmig.



Es dämmerte, als George den Wald verließ und in der Talsenke eine Siedlung entdeckte. Er war nun schon seit einigen Tagen unterwegs und hatte die meiste Zeit im Wald gejagt und geschlafen, um keine Zeit zu verlieren. Er trieb Reaper den schmalen Weg hinab und fand im Dorf ein kleines Wirtshaus, in dem er die Nacht verbringen konnte. Ein Bursche kümmerte sich um sein Pferd und führte es zur Tränke, während George es sich im Inneren des Wirtshauses gemütlich machte und sich eine warme Mahlzeit bestellte. Der Wirt servierte sie ihm und George machte sich hungrig darüber her. Er versenkte seinen Löffel im Kartoffelbrei, als sich eine verhüllte Gestalt zu ihm setzte. Ihr Gesicht wurde von einem purpurnen Kopftuch verdeckt, das nur die Augen freiließ. Merkwürdig violette Augen, die wirkten, als wären sie nicht von dieser Welt.

»Ihr seid auf einem gefährlichen Weg.« Auch ihre Stimme war rätselhaft, verriet sie doch nichts über das Alter der Frau, der sie gehörte. Sie klang jung und alt zugleich.

George zuckte mit den Achseln und wandte sich seinem Essen zu.

»Prinz George, Ihr beschreitet einen Weg ohne Wiederkehr. Er wird Euch verändern und es wird nicht zu Eurem Besten sein.«

Langsam ließ er den Löffel sinken. »Woher wisst Ihr, wer ich bin?«, fragte er mit wachsendem Misstrauen. Wer war diese Frau?

»Ich bin eine Seherin. Und ich sehe für Eure Zukunft blau. Königsblau.«

»Na, so lange es nicht schwarz ist«, sagte George und trank aus seinem Humpen Bier.

»Hört auf mich und kehrt um. Vielleicht könnt Ihr Euer Schicksal noch abwenden.«

Mit einem dumpfen Geräusch stellte er den Krug auf dem Tisch ab. »Niemand kann seinem Schicksal entkommen. Das solltet Ihr als Seherin am besten wissen.« George war sich nicht sicher, ob er amüsiert oder vielmehr beunruhigt über das Gerede der Frau sein sollte.

Sie senkte den Blick auf ihre behandschuhten Hände. »Ihr habt recht. Ich weiß es besser. Die Fäden des Schicksals sind auf eine Weise miteinander verwoben, die niemand zu durchschauen vermag. Selbst ich nicht. Die Verknüpfungen sind äußerst komplex, doch manchmal gibt es Knoten, die es ermöglichen, einen neuen Weg zu beschreiten, ohne das große Ganze zu verändern.«

»Und Ihr glaubt, Ihr könntet mein Schicksal verändern?« George konnte nicht umhin, dieses Gespräch interessant zu finden, auch wenn er kein Wort davon glaubte. Seherin hin oder her – er würde seinen Bruder nicht sterben lassen.

Die Frau sah ihm lange in die Augen und George hatte den Eindruck, sie würde durch ihn hindurchblicken. In sein Innerstes. Schließlich schüttelte sie bedächtig den Kopf. »Nein, Euer Schicksal ist ein durchgängiger Faden, der viele andere Fäden kreuzt. Es ist Euch vorherbestimmt ... doch ich musste Euch kennenlernen, bevor Ihr Euch verändert.«

Eine Gänsehaut breitete sich auf seinen Armen aus. »Müsst Ihr nicht zuerst in meiner Hand lesen, bevor Ihr solche Vorhersagen trifft?«, fragte er spöttisch, um das ungute Gefühl zu vertreiben.

»Gehabt Euch wohl!« Die Frau erhob sich.

»Wartet! Heißt das, ich werde die Unke finden und sie wird mir einen Wunsch gewähren?«

Die Frau nickte, dabei sahen ihre Augen ernst in seine. »Eure Mission wird von Erfolg gekrönt sein, aber Ihr werdet weit mehr verlieren, als Ihr gewinnt, König George.«

Mit diesen Worten verschwand die Frau so schnell, wie sie gekommen war und erst nachdem George sich wieder seinem Essen zuwandte, fiel ihm auf, dass die Frau ihn König genannt hatte. Bei Gott, was hatte das schon wieder zu bedeuten? Der einzige Grund, warum er die Unke finden wollte, war Eddy wieder gesund zu wissen, damit dieser eines Tages den Thron besteigen konnte. Weshalb nur hatte die Seherin ihn König genannt?



Todesmutig wagte George sich in die Höhle. Mit jedem Schritt tiefer hinein, schwand das Licht und die Schatten übernahmen die Kontrolle. Irgendwann war alles schwarz um ihn herum und George streckte eine Hand tastend nach vorne aus. Die andere Hand lag um den Schaft seines Schwertes, bereit, dieses jederzeit zu zücken, sollte es die Situation erfordern. Er lauschte. Es war ungewöhnlich still. Zu still, wie er fand. Einen Schritt vor den anderen setzend, bewegte er sich tiefer ins Innere der Höhle.

Nach einer halben Ewigkeit bemerkte er endlich einen schwachen Lichtschein. Er bewegte sich darauf zu und fand sich in einem Tunnel wieder, an dessen Wänden mit einigem Abstand Fackeln angebracht waren. George fragte sich, wer das wohl gemacht hatte. Die Unke? Er sah sich um, aber in dem Tunnel war alles ruhig.

Entschlossen marschierte er auf die erste Fackel zu. Dabei fiel sein Blick auf einen, in die raue Felswand geschlagenen, Reim. George runzelte die Stirn. Da die Worte seiner Meinung nach keinen Sinn ergaben, ging er weiter.

Kurze Zeit später teilte sich der Weg. Links führte er in einen unbeleuchteten Tunnel, rechts erhellten die Fackeln den Weg. George folgte dem beleuchteten Weg, der ihn sicher zum Ziel führen würde. Er bog um eine Ecke und wenige Meter weiter vollführte der Weg eine weitere Biegung. George trat auf etwas Hartes, das unter seinem Gewicht laut knackte. Er bückte sich und hob es auf. Es war ein Stück eines Knochens. Angewidert warf er es zurück auf den Boden und setzte seinen Weg fort. Immer mehr Knochenstücke tauchten auf, bis der Boden nur noch aus den hellen Bruchstücken menschlicher Skelette zu bestehen schien. Jeder seiner Schritte knirschte und knackte. George versuchte nicht daran zu denken, wie viele

Menschen das gewesen waren. Gänsehaut bedeckte seine Arme und das Grauen dieses Ortes erfüllte ihn.

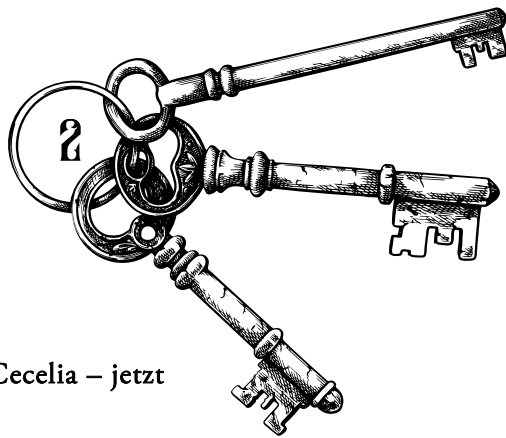
Ein ohrenbetäubendes Donnergrollen ertönte und George traute seinen Augen kaum, als sich auf einmal die Höhlenwände zusammenzuschieben begannen. Selbst die Decke über ihm bewegte sich langsam auf ihn zu. Ohne zu zögern machte er kehrt, rannte über die Knochen den Weg zurück, den er gekommen war. Jetzt ahnte er, woher all die menschlichen Überreste stammten und weshalb es nur Bruchstücke waren. All diese unglücklichen Seelen waren von den Höhlenwänden zerquetscht worden.

George beobachtete mit Entsetzen, wie sich die Wand an der Stelle vorschob, wo der Weg eine Biegung machte. George musste hinaus, bevor die Wand ihm die einzige Möglichkeit zur Flucht versperrte. Er rannte, so schnell er konnte, aber immer wieder sank er in die Knochen ein wie in Kies. Die Todesangst trieb ihn an. Als der Spalt nur noch gute dreißig Zentimeter breit war, setzte George all seine Kraft in einen Sprung. Er hechtete hinaus und landete mit dem Bauch hart auf dem Boden. Knapp hinter ihm schloss sich die Wand mit einem lauten Grollen. Er spürte den Luftzug auf seiner Haut. Die Fackeln an den Wänden flackerten unheilvoll. George rang einen Moment um Atem, dann rappelte er sich auf und rieb sich stöhnend den linken Ellenbogen, mit dem er seinen Sprung abgefangen hatte.

Ihm dämmerte, dass der Reim vielleicht doch kein Unsinn gewesen war, sondern ein Rätsel, dessen Missachtung ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Er unterdrückte ein Schaudern. Jetzt war nicht die rechte Zeit, um zu zweifeln. Sein Bruder konnte jeden Augenblick seinen letzten Atemzug tun.

George zwang sich, weiterzugehen. Er lief ein Stück den Tunnel zurück, bis er zu der Abzweigung kam, die in den unbeleuchteten Teil führte. Entschlossen nahm er eine der Fackeln aus der Wand und marschierte in die Finsternis hinein.





Cecelia – jetzt

Prinzessin, Ihr müsst unter Deck! Schnell!« Ihr Erster Offizier schrie die Worte, um gegen den tosenden Sturm anzukommen. Er wankte auf sie zu, aber es war bereits zu spät.

Celia sah die meterhohe Welle, die sich unaufhaltsam vor ihnen auftürmte. Jeden Moment würde sie über dem Schiff zusammenbrechen und alles unter sich begraben. Gischt spritzte über die Reling, aber Celia war bereits bis auf die Haut durchnässt. Ihr Haar klebte ihr im Gesicht und ihre Hände waren klamm vor Kälte. Verzweifelt klammerte sie sich an der Reling fest. Der Sturm war so schnell aufgezogen, dass Celia erst klar geworden war, in welcher Gefahr sie sich befanden, als es bereits zu spät gewesen war.

Das Schiff würde kentern und sie alle in der unbarmherzigen See ertrinken. Celia würde nie bei ihrem Verlobten ankommen, stattdessen hier und jetzt im zarten Alter von achtzehn Jahren sterben. Celia berührte das Medaillon an ihrem Hals und bekreuzigte sich, während sich das Heck des Schiffes gefährlich weit nach hinten neigte, als sie die Welle hinauffuhren. Celias Herz raste wie wild und ihre Fingerknöchel stachen weiß hervor, so fest umklammerte sie die Reling.

»Prinzessin, lasst um Himmelswillen nicht los!«, schrie der Offizier, der es aufgegeben hatte, sie zu erreichen, und sich selbst an einem Seil festhielt.

Grundgütiger, als wenn es in ihrer Macht läge, ob die Welle sie mit sich reißen würde oder nicht!

Sie sandte ein letztes Stoßgebet gen Himmel, als die Welle sich Bahn brach und das Schiff mit einer alles zerstörerischen Wucht traf. Das Tosen war ohrenbetäubend und die Kraft der Wassermassen traf Celia. Sie hatte nicht die geringste Aussicht, sich dieser Naturgewalt zu widersetzen. Ihre Finger lösten sich von dem

glitschigen Holz und die Welle riss sie mit sich fort. Spülte sie ins graue Meer, als wäre sie ein Papierschiffchen und wirbelte sie herum. Schnell verlor Celia die Orientierung, sah weder oben noch unten, nur Wasser, Wasser, Wasser. Brutales Meerwasser, das ihr in den Augen brannte. Sie konnte dem Druck auf ihrer Brust nicht länger standhalten und das Wasser drang durch ihren Mund und ihre Nase bis in ihre Lungen. Luftblasen stiegen empor und Celia verlor das Bewusstsein.



Celias Lungen brannten, als stünden sie in Flammen. Sie hustete und spuckte einen Schwall Salzwasser aus. So fühlte es sich also an zu sterben. Es tat weh.

Sie hustete erneut, röchelte nach Luft. Wie weh es tat. Ihr Körper bäumte sich auf und sie spuckte einen erneuten Schwall Wasser aus. Nun schien auch ihr Rachen in Flammen zu stehen, aber der Druck auf ihre Lungen ließ nach. Erschöpft sank Celias Kopf zurück auf den Boden und sie verlor erneut das Bewusstsein.

Als sie das nächste Mal zu sich kam, nahm sie als Erstes das sanfte Rauschen des Meeres wahr und den weichen Untergrund, auf dem sie lag. Ihr Gesicht fühlte sich warm und trocken an, genau wie ihr Oberkörper. Ihre Füße wurden von Wasser umspült und ihre Röcke klebten ihr feucht an den Beinen. Ihre Finger zuckten und griffen in feinen Sand.

Quälend langsam öffnete Celia die Augen und blinzelte gegen das Licht. Es dauerte eine Weile, bis diese sich an die Helligkeit gewöhnt hatten und sie etwas erkennen konnte.

Celia sah sich um. Sie befand sich allein an einem Strand. Offenbar war sie als Einzige an Land gespült worden. Als Erstes tastete ihre Hand nach dem Medaillon. Als ihre Finger das von der Sonne erwärmte Metall umschlossen, seufzte sie vor Erleichterung. Mühsam richtete sie sich auf, zog die Beine vom Wasser weg und saß einen Moment einfach nur im Sand. Der Sturm hatte sich verzogen und die Sonne schien an einem strahlend blauen Himmel. Nichts deutete mehr auf das Unwetter hin, das Celia beinahe das Leben gekostet hätte.

Sie stemmte sich auf die Beine und versuchte sich den Sand mit den Fingern aus den Haaren zu kämmen, aber es war zwecklos. Sie waren steif und fest vom

Salz. Ihr Kleid hingegen wog eine halbe Tonne, weil die Röcke sich mit Wasser vollgesogen hatten. Als sie an sich hinabblickte, stellte sie fest, dass ihr Kleid am Saum ein großes Stück eingerissen war.

Celia fluchte leise. So konnte sie doch nirgendwo hingehen. Sie schämte sich für ihr Aussehen, das so gar nicht dem einer Prinzessin entsprach. Wie sollte sie jetzt ohne Schiff und ohne Besatzung zu ihrem Verlobten kommen? Celia war den Tränen nahe, aber sie riss sich zusammen. Sie brauchte Hilfe, wenn sie jemals zum Prinzen gelangen wollte, und diese musste sie sich suchen. Sie raffte ihre Röcke und stapfte einfach in eine Richtung los. Celia hatte nicht die leiseste Ahnung, wo sie war, geschweige denn, wie sie zu ihrem Verlobten kommen sollte. Außerdem war sie noch nie in ihrem Leben ganz auf sich allein gestellt gewesen. Stets war eine Schar Diener um sie herumgeschwirrt und hatte sich nach ihren Wünschen erkundigt. In unzähligen endlos langen Unterrichtsstunden war Celia beigebracht worden, wie sie sich in Gesellschaft zu verhalten hatte, was sich ziemte und was nicht. Sie beherrschte eine Menge verschiedener Tänze, davon einige sehr komplizierte. Sie hatte Gesangsunterricht erhalten und sich ein umfangreiches Wissen in Politik und Geschichte angeeignet. Aber wie man allein überlebte, das hatte ihr niemand beigebracht.

Celia verwünschte ihre Lehrer im Stillen, während sie weiter durch den Sand stapfte und sich Schritt für Schritt von dem verfluchten Meer entfernte, das ihr den ganzen Schlamassel eingebracht hatte.

Celias Kehle war wie ausgedörrt und das Brennen schien mit jeder Sekunde zuzunehmen. Vor Erschöpfung waren ihre Beine ganz schwach und immer wieder taumelte sie im weichen Sand. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so schwach und kraftlos gefühlt. Wenn sie nicht bald etwas Wasser finden würde, würde sie erneut zusammenbrechen.

Irgendwie schaffte es Celia, sich über den meilenweiten Strand zu schleppen, bis sie am Horizont eine Häusergruppe erspähte. Celia dankte Gott im Stillen, dass er sie auf den rechten Weg in die Zivilisation geschickt hatte. Als Celia näherkam, erkannte sie, dass es ein kleines Fischerdorf war.

Obwohl es nicht ungewöhnlich heiß war, kam es Celia in ihrem durstigen Zustand vor, als versuche die Sonne sie auszudörren. Mit letzter verbliebener Kraft taumelte sie auf die Häuser zu. Die Menschen, denen sie auf der Straße begegnete, warfen ihr merkwürdige Blicke zu.

»Wasser«, krächzte Celia. »Ich brauche Wasser.«

»Kannst du bezahlen?«, fragte eine raue Stimme und Celia fuhr herum.

Der Mann, der vor ihr auftrug, war doppelt so groß und doppelt so breit wie Celia. Unter seinen dichten Augenbrauen musterten sie gierige Augen.

»Ich ...« Celia tastete unter ihren Rücken nach dem kleinen Beutel mit Goldmünzen. Gott sei Dank war er noch da. »Ja, das kann ich.«

»Dann komm mit.« Der Mann bedachte ihr mit einer knappen Handbewegung, ihm zu folgen und ohne groß nachzudenken, tat Celia es.

Er führte sie an der Hauptstraße vorbei in eine enge Gasse und trat in ein heruntergekommenes Gebäude ein. Celia folgte ihm hinein. Es war ihr egal, dass der Mann sie in eine Spelunke geführt hatte. Sie wäre ihm überall hin gefolgt, denn ihr einziger Gedanke war Wasser.

Drinnen war es dunkel und es roch nach abgestandener Luft, Bier und Erbrochenem. Celia brauchte einen Moment, bis sie die Umrisse der Tische und Stühle wahrnahm. An einem Tisch saßen zwei Männer, die ebenfalls nicht besonders vertrauenerweckend aussahen. Celia setzte sich an einen Tisch, möglichst weit von den beiden entfernt.

»Dein Wasser.« Der Mann, der offenbar der Wirt war, klatschte ihr einen Krug samt Becher vor die Nase.

Empörung darüber, dass sie sich das Wasser selbst einschenken musste, stieg in Celia auf, doch angesichts des vielen Wassers, das ihrer Kehle Linderung verschaffen würde, schob sie das Gefühl beiseite. Gierig kippte sie einen Becher hinunter, schenkte sich nach und leerte auch diesen in einem Zug aus. Obwohl das Wasser abgestanden schmeckte, tat es der Erleichterung, die Celia empfand, keinen Abbruch. Das Brennen in ihrer Kehle ließ nach und nur ein leichtes Kratzen blieb zurück.

Unterdessen betrat ein vierter Mann die Spelunke. Er wirkte zwielichtig und trug einen mit einem Tuch abgedeckten Gegenstand in der Hand. Schnurstracks lief er auf die anderen beiden Männer zu, nicht ohne jedoch einen misstrauischen Blick in Celias Richtung zu werfen. Diese blickte demonstrativ woanders hin. Dabei fiel ihr auf, dass der Wirt ihr einen anzüglichen Blick zuwarf. Celia erschauerte. Sie wollte so schnell wie möglich von hier weg, aber nie war ihr ein Holzstuhl bequemer und ein Wasser köstlicher erschienen als in diesem Moment. Sie beschloss, sich noch ein paar Minuten auszuruhen, ehe sie wieder aufbrechen würde.

Unter dem Tisch holte sie ihren Geldbeutel hervor, der mit einer Schnur an ihrem Kleid befestigt war. Der Beutel war randvoll mit Goldmünzen, was der Wirt aber nicht wissen sollte, weshalb sie ungesehen eine davon hervorholte und den Geldbeutel wieder unter ihren Röcken verschwinden ließ. Sie legte die Münze vor sich auf den Tisch und schenkte sich den letzten Rest Wasser ein. Der Wirt warf einen gierigen Blick darauf, eilte herbei und ließ die Goldmünze in dem Beutel an seinem Gürtel verschwinden. Celia bestellte sich noch etwas zu essen und kurze Zeit später brachte ihr der Wirt zwei Scheiben Brot und ein kleines Stück Butter.

Während Celia aß, wandte sich der Wirt unterdes den anderen drei Männern zu und beobachtete diese mit unverhohlener Neugier. Der Neuankömmling hatte den verhüllten Gegenstand auf dem Tisch abgestellt, hielt aber schützend seine Hand darüber.

Celia wollte nicht lauschen, aber da die Spelunke nicht groß war und die einzigen Worte von den Männern kamen, drang jedes Wort an ihr Ohr.

»Habt ihr das Geld?«, fragte der Händler. »Zehn Goldmünzen – fünf von jedem!«

Zehn Goldmünzen waren eine Menge Geld, selbst für eine Prinzessin, und Celia fragte sich, was so Wertvolles da gerade gehandelt wurde.

»Das kommt ganz auf die Ware an. Ist sie noch am Leben?«, fragte der eine Mann und hob das Tuch an. Darunter zum Vorschein kam ein Käfig.

Zuerst meinte Celia, der Käfig wäre leer, weil das Wesen darin so winzig war. Dann aber sah sie es, die Gitterstäbe mit beiden Händen umklammernd. Etwas an ihrem Rücken bewegte sich und weil es so dunkel war, brauchte Celia eine ganze Weile, bis sie begriff, dass es Flügel waren. Was war das für ein Wesen? Celia hatte noch nie etwas Vergleichbares gesehen. Es sah so zart und zerbrechlich aus, dass es in Celia augenblicklich den Drang weckte, es zu beschützen.

»Natürlich, Don, du kennst mich«, brummte der Händler. »Abgemacht ist abgemacht. Ihr könnt sie euch teilen. Für jeden von euch ein Flügel.«

»Bitte, lasst mich frei«, wimmerte das Wesen mit hoher Stimme, die an ein Kleinkind erinnerte.

Keiner der Männer schenkte ihm Beachtung.

»Und ihre Flügel heilen auch jede Krankheit?«, fragte der andere Käufer, der bisher geschwiegen hatte.

»Was glaubst du denn, Mick? Deshalb sind die kleinen Biester ja so verflucht selten zu finden. Das hier ist eine der letzten Blumenelfen. Wollt ihr sie nun haben oder nicht?«, fragte der Händler ungehalten. Er deckte das Tuch wieder über den Käfig.

Celias Herz zog sich zusammen, als sie an das Schicksal dachte, das die kleine Blumenelfe erwartete. Sie hatte noch nie eine Elfe gesehen, dennoch war ihr klar, dass es furchtbar falsch wäre, einem so kleinen und wehrlosen Wesen die Flügel auszureißen.

»Hier!« Don knallte einen Beutel voll Münzen auf den Tisch.

Der Händler schüttete das Gold in seine Hand und zählte es nach. »Zehn Goldmünzen«, stellte er fest und ließ die Münzen mit einem zufriedenen Brummen zurück in den Beutel rieseln.

Wie von selbst erhob sich Celia von ihrem Platz und lief auf die Männer zu.

»Ich überbiete sie«, sagte sie in entschlossenem Tonfall.

Don und Mick warfen ihr amüsierte Blicke zu und schnaubten belustigt, wohingegen der Händler sie abschätzig musterte.

»Fünfzehn Goldmünzen«, fuhr Celia unbeirrt fort und bot damit alles, was sie noch hatte. Es war immerhin ein Drittel mehr, als die Männer zu zahlen bereit waren und eine riesige Summe Geld. Celia hoffte, dass es reichen würde.

»Woher willst du fünfzehn Goldmünzen nehmen?«, fragte der Händler und blickte sie von oben bis unten an.

Celia erinnerte sich an ihr schändliches Aussehen und errötete.

»Du wirkst nicht, als könntest du dir ein anständiges Kleid leisten«, fuhr er fort und klang dabei zu gleichen Teilen neugierig und verächtlich.

Celia holte ihren Geldbeutel hervor und schüttete den gesamten Inhalt auf dem Tisch aus. Die Augen aller drei Männer wurden groß, als sie sahen, wie viele Goldmünzen dort herauskamen.

»Woher hast du das viele Geld?«, zischte Don, sprang von seinem Stuhl auf und packte Celia an der Kehle. »Wem hast du es gestohlen?«

Der Geruch von Schweiß und Bier stieg ihr in die Nase und Celia hatte Mühe, diese nicht zu rümpfen.

»Keine Gewalt meinen Kunden gegenüber«, schritt der Händler ein.

Widerwillig ließ Don sie los, nicht ohne jedoch mit seinem Gesicht ganz nahe an ihres zu kommen. Sie sah seine gelben Zähne, während er sprach: »Du kleine

Diebin wagst es nicht, uns zu übertrumpfen. Es ist unsere Blumenelfe. Hast du verstanden?»

Celia rieb sich den Hals.

»Was heißt hier Kunden?«, fragte Mick in aufbrausendem Tonfall. »Du denkst doch nicht etwa darüber nach, ihr die Blumenelfe zu verkaufen? Das hier ist unser Auftrag!« Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Ich verkaufe an den Meistzahlenden. Ihr beide seid eben überboten worden«, sagte der Händler, drückte Celia den Käfig in die Hand und sammelte das Geld ein.

»Das wirst du uns büßen!«, zischte Don und zog ein Messer hervor.

Mick tat es ihm gleich.

Entsetzt machte Celia einen Schritt zurück.

»Na, na, na, wer wird denn hier gleich drohen wollen?«, meinte der Händler und wirkte nicht im Geringsten eingeschüchtert. »Ihr wisst, dass meine Fähigkeiten eure bei weitem überragen. Wenn ich will, könnte ich euch beide hier und jetzt erledigen.«

Celia wich mit dem Käfig in der Hand ein weiteres Stück zurück. Das waren ihr eindeutig zu viele spitze Waffen auf einmal.

»Das wollen wir doch mal sehen!«, rief Mick und sprang mit gezücktem Messer vor.

Celia nutzte den Aufruhr, um sich unauffällig Schritt für Schritt rückwärts in Richtung Tür zu bewegen. Der Einzige, der es bemerkte, war der Wirt, aber der sagte kein Wort, was angesichts der großzügigen Bezahlung von einer Goldmünze für sein abgestandenes Wasser und das bisschen Brot nur angemessen war, wie Celia fand.

Unbemerkt stieß sie die Tür auf und schlüpfte ins Freie. Mit dem Käfig in der Hand machte sie sich eilig aus dem Staub, ließ alsbald die Häuser hinter sich und rannte in Richtung Dünen. Im Schutz des hohen Schilfes fühlte sie sich sicher. Allerdings wurde ihr bewusst, dass sie jetzt nichts mehr besaß, das sie im Austausch gegen ein Dach über dem Kopf, neue Kleidung oder auch nur eine warme Mahlzeit hätte hergeben können. Geknickt ließ Celia sich zwischen den hohen Halmen in die Dünen sinken und zog das Tuch beiseite, das den Käfig abgedeckt hatte, um die kleine Elfe in die Freiheit zu entlassen.

Das winzige Wesen saß zusammengekauert auf dem Boden des Käfigs, die Knie eng umschlungen und sah so schutzlos aus, dass Celia nicht verstand, wie die Männer solch gemeine Absichten hatten hegen können.

»Du brauchst keine Angst vor mir zu haben. Ich tu dir nichts«, sagte Celia mit sanfter Stimme und machte sich am Verschluss des Käfigs zu schaffen. Sie schob den Riegel beiseite und die Tür schwang auf. »Na los, flieg davon. Mach schon.«

Doch die Elfe rührte sich nicht von der Stelle, sondern starrte Celia nur weiterhin an.

»Was ist mit dir? Bist du verletzt?« Celia kam mit ihrem Gesicht nah an den Käfig heran, um besser sehen zu können.

»Du hast so viele Goldmünzen ausgegeben, nur um mich in die Freiheit zu entlassen?«, fragte die Blumenelfe ungläubig.

»So ist es. Und nun bring dich in Sicherheit. Ich will nicht mein gesamtes Geld umsonst ausgegeben haben.«

Endlich rappelte sich die kleine Elfe auf und trat an die Käfigöffnung. Ihre durchscheinenden Flügel, die silbrig schimmerten, flatterten und die Elfe schwebte in die Luft. Anstelle jedoch das Weite zu suchen, schwirrte sie um Celias Kopf herum, wie um sie von allen Seiten zu betrachten.

»Wie heißt du?«, fragte die Blumenelfe.

»Celia und du?«

»Ich bin Bluebell, die Glockenblumenelfe.«

»Wie bist du in die Gefangenschaft dieses schrecklichen Mannes gekommen?«

»Er ist schon eine ganze Weile hinter mir und meinen Schwestern her«, sagte Bluebell, die jetzt vor Celias Gesicht in der Luft schwebte.

»Dann gibt es noch mehr von euch?«

»Wir sind zu fünft. Als er mich geschnappt hat, war ich allein unterwegs und hab nicht aufgepasst. Wenn du willst, bringe ich dich zu ihnen. Zu meinen Schwestern meine ich. In unserem Versteck bist du wenigstens für den Moment in Sicherheit.«

»Ist es weit von hier? Um ehrlich zu sein, bin ich ziemlich erschöpft. Ich kann kaum noch einen Meter weit gehen.«

»So siehst du auch aus. Nichts für ungut«, fügte Bluebell hastig hinzu. »Was ist dir passiert?«

»Mein Schiff ist in einem Sturm gekentert und ich wurde an Land gespült.«

»Ach herrje, das erklärt dein Aussehen. Bist du verletzt?«

»Nein, ich hatte Glück.«

Bluebell legte den Kopf schief. »Bis zu meinen Schwestern brauchen wir ungefähr drei Stunden. Schaffst du das?«

»Was bleibt mir anderes übrig?«, fragte Celia und erhob sich mit einem Seufzen.

Sie strich sich den Sand von ihren Röcken und versuchte ihre Erschöpfung zu ignorieren, indem sie mit Bluebell plauderte. Celia war ganz fasziniert von dem kleinen Wesen. Sie bekam kaum mit, wohin sie gingen, folgte einfach nur stolpernd der Elfe und wusste nicht, woher sie die Kraft nahm, noch weitere drei Stunden zu gehen.

Das Meer ließen sie immer weiter hinter sich, während sie landeinwärts liefen. Bluebell führte sie so, dass sie keiner Menschenseele begegneten. Irgendwann tauchten vereinzelt die ersten Bäume auf, die schließlich zu einem dichten Wald wurden.

Celia sah sich ängstlich um. »Gibt es hier wilde Tiere?«

»Mach dir keine Sorgen, uns passiert schon nichts«, erwiderte die Elfe, ohne auf ihre Frage einzugehen.

Celia hatte nicht einmal einen Dolch bei sich. Den hatte das Meer ihr entrissen, genau wie alle anderen Habseligkeiten. Es wurde immer finsterer um sie herum und bald würde der letzte Sonnenstrahl verschwinden und die Nacht Einzug erhalten. Als Celia schon kaum noch die Hand vor Augen sah, schwirrte die Elfe an ihre Seite.

»Wir sind da«, verkündete sie in ihrer hohen Tonlage.

»Wo?« Celia erblickte nur Bäume und Sträucher.

»Folge mir«, sagte die Elfe und schwirrte ins Unterholz.

Als hätte Celia die letzten drei Stunden etwas anderes getan!

Äste verfangen sich in ihren Haaren und zerrten daran.

»Warte kurz.« Bluebell entfernte sich, nur um wenige Sekunden später zurückzukommen. »Öffne dein Medaillon.«

»Was?« Celia verstand nicht, wozu das gut sein sollte.

»Tu es einfach.«

Nachdem Celia es geöffnet hatte, drückte die Elfe ihre winzige Hand darauf, als sie sie zurückzog, klebte ein Tropfen Blut daran.

»Mein Blut. Nur so gelangst du hinein. Und jetzt mir nach.« Bluebell flog voran und Celia folgte ihr.

Ohne es bemerkt zu haben, befand sie sich auf einmal im Inneren einer Höhle. Celia wunderte sich, denn sie hatte weder einen Felsen, geschweige denn einen Eingang gesehen.

»Bluebell?«, flüsterte Celia ängstlich.

»Keine Sorge, ich bin bei dir.«

»Das macht mir keine Sorgen. Aber wo kommt die Höhle her?«

Ein leises Kichern erklang. »Das ist unser Versteck. Ein Tropfen unseres Blutes kann Dinge unsichtbar machen. Wir wechseln uns gegenseitig ab.«

»Daisy! Verrätst du wieder all unsere Geheimnisse?«, schallte eine weitere piepsige Stimme durch die Höhle.

»Celia, darf ich dir Tulip vorstellen?«, sagte Bluebell. »Tulip, Celia ist unser Gast. Sie hat mir das Leben gerettet. Das dort drüben ist Daisy.« Sie deutete zu einer Elfe, die eben näher heranflog.

»Was ist passiert?«, fragte eine neue Stimme und plötzlich schwirrten zwei weitere Elfen vor Celia herum.

»Ihr seid Bluebells Schwestern«, stellte Celia fest.

»Das ist wahr.« Die größte der Elfen sprach zu Celia. »Ich bin Peony, und das hier ist Poppy.«

Erst jetzt fiel Celia auf, dass sie die Elfen alle sehen konnte und dass die Höhle von einer Art Schimmer erhellt wurde. »Freut mich sehr, eure Bekanntschaft zu machen. Ich bin Celia. Und ihr seid alle nach Blumen benannt?«

»Nach der Blume, in der wir geboren wurden«, erläuterte Poppy. »Ich bin eine Mohnblumenelfe.«

Dann war Tulip eine Tulpen-, Daisy eine Gänseblümchen- und Peony eine Pfingstrosenelfe, schlussfolgerte Celia.

»Schwestern, wir müssen ihr mit Elfenmagie ein paar Früchte zaubern. Celias Schiff ist gekentert und sie hat schrecklichen Hunger. Stimmt doch?« Bluebell betrachtete Celia.

»Ja. Etwas zu essen und ein Schlafplatz wären großartig.«

»Komm mit«, sagte Peony, »du kannst es dir hier gemütlich machen.«

Celia ließ sich ein paar Meter weiter im Inneren der Höhle an der Wand zu Boden gleiten. Sie beobachtete staunend, wie die Elfen ihr Früchte zauberten. Äpfel, Brombeeren, Tomaten und sogar ein Pfirsich waren darunter.

»Da wir Blumenelfen sind ...«, erläuterte Peony, während Celia bereits in den Pfirsich biss, der herrlich saftig und unglaublich süß war, »... können wir nur Früchte erschaffen, die aus einer Blüte entstehen.«

»Das macht nichts«, erwiderte Celia genussvoll kauend. »Diese hier schmecken wunderbar.« Sie griff sich eine Handvoll Brombeeren und schob sie sich in den Mund.

Celia hörte kaum, was die Elfen miteinander sprachen, sie war wie im Rausch. Noch nie hatte sie schmackhaftere Früchte gegessen als diese hier.

Erst als sie alles aufgegessen und ihr Magen gefüllt war, achtete sie wieder auf ihre Umgebung. Ihr fielen die fünf Blüten auf, die seltsam deplatziert mitten in der Höhle wuchsen und genau zu den jeweiligen Blumen der Elfen passten.

»Die Blumen sind unser wahres Zuhause«, erklärte Bluebell, die Celias Blick gefolgt war. »Es sind zwar nicht unsere Mutterblumen, aber sie sind gut genug.«

»Schlapt ihr in ihnen?«, fragte Celia.

»Genau. Die Blumen wurden von uns mit Elfenmagie verzaubert, wodurch sie das ganze Jahr über blühen. Wenn wir in ihnen schlafen, gibt uns das die nötige Energie, die wir brauchen.«

»Aber ich verstehe nicht. Die Glockenblume ist winzig. Also noch winziger als du«, stellte Celia fest.

»Wir sind nicht winzig!«, empörte sich Tulip.

»Doch, natürlich«, sagte Celia.

Tulip flog dicht vor ihr Gesicht und zwickte sie in die Nasenspitze. »Nimm das zurück!«

Die restlichen Elfen kicherten.

»Nimm es einfach zurück«, rief Bluebell. »Sonst lässt sie dich nicht in Ruhe.«

»Na schön.« Celia warf ergeben die Hände in die Luft. »Ihr seid nicht winzig.«

»Um auf deine Frage zurückzukommen: Durch unsere Elfenmagie passen wir unsere Größe an«, sagte Poppy. »Mach dir also keine Gedanken, wie wir hineinpassen.«

»Nun sind wir aber an der Reihe, Fragen zu stellen«, meinte Peony.

Celia hob die Schultern. »Nur zu.«

»Wohin warst du mit deinem Schiff unterwegs?«, fragte Peony.

»Wisst ihr, ich bin eine Prinzessin und mein Vater hat für mich eine Ehe arrangiert. Ich war auf dem Weg zu meinem Verlobten. Ich habe ihn noch nie zu Gesicht bekommen und wie es aussieht, werde ich das auch nicht mehr.« Celia sank ein wenig in sich zusammen. Sie hatte keine Ahnung, was sie tun sollte.

»Eine Prinzessin?«, staunte Daisy. »Aber deine Kleider ...«

»Die sind wegen des Schiffsunglücks zerfetzt«, fiel ihr Peony ins Wort.

»O ja, das ergibt Sinn«, erwiderte Daisy und nickte eifrig.
»Ist dein Verlobter ein Prinz?«, fragte Bluebell.
»Das ist er«, sagte Celia. »Er heißt George.«
»George.« Ein Raunen ging durch die Elfen.
»Kennt ihr ihn?«, fragte Celia mit aufkeimender Hoffnung.
»Nun«, meldete sich Poppy zu Wort. »Keinen Prinzen George. Er ist seit gut einem Jahr der König.«

»Ein König sagt ihr.« Celia schluckte. Sie war nicht darauf vorbereitet, so früh schon Königin zu werden. »Aber könnte es mein George sein? Alles, was ich über ihn weiß, ist, dass er ein paar Jahre älter ist als ich. Er müsste jetzt, glaube ich, einundzwanzig sein.«

Die Elfen nickten bedächtig.

»Das könnte hinkommen«, sagte Bluebell.

»Das heißt, der König ist unverheiratet?«

»O ja«, sagte Tulip. »Was man so hört, interessiert er sich nicht für Frauen. Stattdessen ist er ein großer Anhänger der Wissenschaft.«

Das hieß, George war ein gebildeter Mann. Das klang in Celias Ohren recht vielversprechend. Und dass er sich nicht mit vielen Frauen vergnügte, ebenso. Eine gute Partie also.

»Dann muss ich schnellstmöglich zu ihm!«, sagte Celia und vor Aufregung überschlug sich ihre Stimme. »Wenn er mein Verlobter ist, dann wird er meinen Namen kennen.«

Die Elfen reagierten seltsam verhalten auf Celias Ankündigung, tauschten untereinander vielsagende Blicke aus.

»Bist du sicher, dass du zu ihm willst?«, fragte Poppy.

»Wieso sollte ich nicht zu ihm wollen?«

»Er ist nicht gerade sehr nett«, brachte Poppy zögerlich hervor.

»Man munkelt, dem König fehle es an Mitgefühl. Sein einziges Interesse gelte der Wissenschaft und seinen Experimenten«, sagte Peony. »Alles andere sei ihm egal.«

Celia schluckte vernehmlich. Ihr wäre es lieber gewesen, diese Information nicht zu haben. Sie hatte ganz unvoreingenommen ihrem zukünftigen Ehemann gegenüberzutreten wollen. Jetzt wusste sie nicht, was sie tun sollte. »Aber ich bin ihm doch versprochen worden. Ich kann nicht vor meiner Verantwortung davonlaufen.«

»Vielleicht musst du das gar nicht«, warf Bluebell ein und ihre Flügel flatterten aufgeregt. »Alle halten dich für tot, richtig? Du könntest untertauchen und ein neues Leben anfangen.«

Celia dachte einen Moment über diesen Vorschlag nach, ließ die Vorstellung von sich und einem einfachen Leben zu. Dann berührte sie ihr Medaillon und dachte, wie enttäuscht ihre Eltern von ihr wären, wenn sie das täte. Entschlossen schüttelte sie den Kopf. »Das kann ich nicht tun. Ich bin eine Prinzessin. In diese Rolle wurde ich hineingeboren und ich kann mich ihr nicht entziehen. Ihr müsst das nicht gutheißen, alles, was ich will, ist, dass ihr mir den Weg zum Schloss zeigt. Sollte sich herausstellen, dass der König nicht mein Verlobter ist, so wird er mir vielleicht ein Schiff zur Verfügung stellen, damit ich zurück zu meinen Eltern reisen kann.«

Die Elfen tauschten wieder Blicke. Schließlich nickte Bluebell. »Du hast mir heute das Leben gerettet. Deswegen werde ich dich zum Palast führen.«

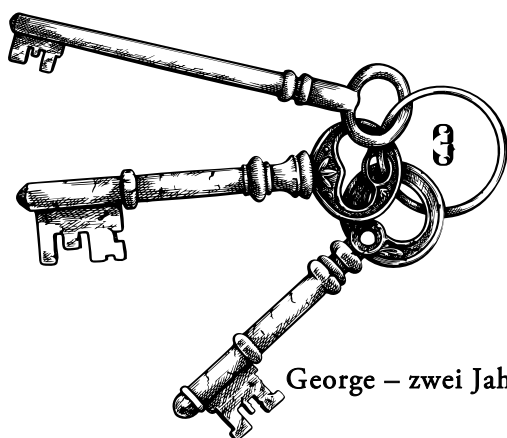
»Danke.« Celia lächelte die kleine Elfe an. »Seht es mir nach, aber ich werde mich jetzt schlafen legen. Ich bin schrecklich müde.«

»Das ist nur allzu verständlich«, erwiderte Bluebell und ihr Flügel streifte Celias Wange, als sie dicht an sie heranflog. Sie ließ sich auf ihrer Schulter nieder, während die anderen Elfen sich in ihre jeweiligen Blumen zurückzogen.

Celia versuchte eine bequeme Stelle auf dem harten Höhlenboden zu finden. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so sehr gelitten wie heute. Seit dem Schiffsunglück durchlebte sie eine einzige Tortur, aber sie tröstete sich damit, dass es bald vorbei wäre. Wenn sie den Palast erreichen würde, würde sie sich endlich wieder wie eine Prinzessin fühlen.

»Du bist ein guter Mensch, Celia. Dein Mitgefühl war es, das mich gerettet hat und ich habe die Hoffnung, dass du genug Mitgefühl für dich und deinen Gatten hast. Vielleicht kannst du ihn ändern.«

Celia fielen bereits die Augen zu, weshalb sie einen Moment brauchte, um zu begreifen, wen Bluebell meinte. Ein Frösteln ergriff von ihr Besitz, das sie zu ignorieren versuchte. Ihre Eltern hatten sie geliebt. Weshalb hätten sie sie mit jemandem verloben sollen, der einen solch schlechten Ruf hatte? Noch ehe Celia eine Antwort auf diese Frage gefunden hatte, glitten ihre Gedanken hinab ins Reich der Träume. Es waren düstere Träume von einem lieblosen König.



George – zwei Jahre zuvor

Glückwunsch, Ihr habt meine Rätsel gelöst und seid noch am Leben!« Ein quakendes Kichern erklang. Es prallte an den hohen Steinwänden ab und schien von allen Seiten gleichzeitig zu kommen.

George fuhr mit gezücktem Schwert herum, konnte aber die Unke nicht ausmachen. Sein Griff um das Heft verstärkte sich und er nahm einen sicheren, lauern- den Stand an. Was auch immer auf ihn zukam, George war bereit.

»Und nun wollt Ihr, dass ich Euch einen Wunsch gewähre.« Die Stimme verhöhnte ihn. »Alle, alle wollen sie das Gleiche und alle, alle jammern sie über den Preis.«

George biss die Zähne zusammen, bis sein Kiefer knirschte. Wie konnte sie es wagen, ihn derart zu verhöhnen?

»Zeig dich!«, knurrte George. Sein Kopf zuckte nach links und rechts.

Ein Zungenschnalzen erklang. »Aber, aber, Prinz George, wer wird denn gleich so unhöflich sein? Ich habe doch so selten die Gelegenheit, mit jemandem zu plaudern. Da müsst Ihr es mir nachsehen, wenn ich diese ergreife.«

»Woher kennt Ihr meinen Namen?«

Georges Kiefermuskeln zuckten vor Anspannung. Sein gesamter Körper schmerzte von seiner lauernden Haltung. Jeder Muskel war zum Zerreißen gespannt. Außerdem tropfte unaufhörlich Blut aus einer Wunde an seinem linken Arm auf den Boden. Nur gerade so hatte er das letzte Rätsel gelöst und war mit dem Leben davongekommen. Es war verdammt knapp gewesen. George hatte die vielen Knochen am Rand gesehen, die von Menschen zeugten, die nicht so viel Glück gehabt hatten wie er. Die versagt hatten, die Rätsel zu lösen.

»Es wäre unhöflich, wenn ich ihn nicht kennen würde. Meint Ihr nicht?« Ein neues Lachen ertönte, das von den Wänden widerhallte.

»Was ist jetzt mit meinem Wunsch?«, fragte George, den es danach drängte, diesen Ort schnellstmöglich zu verlassen. Wer wusste schon, wie viel Zeit Eddy noch bliebe?

»Sagt mir, was Ihr Euch wünscht.«

»Mein Bruder Eddy soll vollkommen genesen.«

»Das ist es nicht, was Ihr Euch wünscht, Prinzlein.«

Georges Finger verkrampften sich bei dem Wort ›Prinzlein‹ um sein Schwert.

»Ihr seid von weitaus egoistischerer Natur, genau wie ich«, fuhr die Unke fort. »Ihr wünscht, Ihr könntet Eure Verantwortung abgeben, um mit der Küchenmagd zusammen zu sein.« Etwas wie Kussgeräusche hallte durch die Höhle. »Ist es nicht so?«

Bei allen Flüchen dieses Landes: Woher wusste die Unke all diese Dinge über ihn? Georges Nackenhaare stellten sich auf.

»Ihr wisst gar nichts«, knurrte er, aber ihnen beiden war klar, dass dem nicht so war.

Wieder ertönte ihr Lachen. Der belustigte Unterton, der darin mitschwang, machte ihn zornig. »Vielleicht wollt Ihr Euren Wunsch noch einmal überdenken?«

»Nein, mein Wunsch steht fest«, gab George zurück, ohne das geringste Zögern. Warum sollte er sich etwas anderes wünschen? Wenn Eddy überlebte, konnte er auf den Thron verzichten und mit seiner geliebten Milla durchbrennen. »Ich möchte, dass mein Bruder lebt.«

Das wollte George wirklich, denn er liebte seinen kleinen Bruder. Außerdem hatte er ihm versprochen, ein Heilmittel zu besorgen und George hielt alle seine Versprechen.

»So soll es sein«, flötete die Unke. »Verabreicht ihm den Trank, den ich Euch gebe, und Euer Bruder wird wieder vollständig genesen.«

»Gebt ihn mir«, forderte George.

»Ah, ah, ah. Nicht so schnell, Prinzlein. Vorher müsst Ihr bezahlen.«

»Was wollt Ihr von mir? Nun sagt schon«, knurrte George.

»Lasst mich an Eurer Brust lecken.«

George machte einen taumelnden Schritt zurück. »Du willst was?!« Sein Gesicht verzog sich angewidert.

»Ihr habt mich schon verstanden, Prinzlein. Als Austausch für das Heilmittel will ich eines Eurer Gefühle haben.«

»Nennt mich nicht immer so!«

Es klang, als würde die Unke glucksen.

George bleckte die Zähne. »Welches Gefühl wollt Ihr haben?«, presste er hervor.

»Ist das nicht egal? Weg ist weg. Ihr werdet es nicht einmal merken, weil Ihr Euch nicht daran erinnern könnt, es jemals besessen zu haben.«

»Was ist das für ein abscheulicher Preis? Vergesst es! Ich werde Euch nicht eines meiner Gefühle geben.«

»Dann tut es mir leid, dass Ihr den langen Weg umsonst auf Euch genommen habt.« Die Stimme der Unke klang entfernt, als würde sie sich zurückziehen.

George spürte, wie Panik in ihm hochkroch. Er war nicht von so weit hergekommen, hatte sämtlichen Gefahren getrotzt und die Rätsel gelöst, um jetzt mit leeren Händen umzukehren.

»Halt! Wartet! Sagt mir, welches Gefühl Ihr haben wollt!«, brüllte er. Seine eigene Stimme prallte an der Höhlendecke ab und prasselte von allen Seiten auf ihn nieder.

Eine lange Zeit hörte er nichts außer seinem eigenen Herzschlag, der ihm in den Ohren dröhnte. Seine Handflächen waren feucht und selbst am Haaransatz seiner Stirn konnte er den Angstschweiß fühlen. George steckte sein Schwert zurück in die Scheide.

»Euer Mitgefühl«, antwortete die Unke schließlich. Ihre Stimme wurde wieder lauter. »Gebt es mir und Ihr bekommt, weswegen Ihr hier seid.«

»Warum ausgerechnet mein Mitgefühl?«

»Das hat Euch nicht zu interessieren. Aber seid gewiss, Ihr benötigt es ohnehin nicht. Es hindert Euch nur daran, der zu werden, der es Euch seit Urzeiten vorherbestimmt ist. Das Schicksal will es so.«

George wurde hellhörig bei der Erwähnung des Schicksals. Vielleicht konnte er ihm entkommen, indem er einfach wieder ging. Aber was hätte er dann gewonnen? Doch das hier konnte ebenso wenig richtig sein. Aber welche Wahl blieb ihm schon? Wenn er der Unke sein Mitgefühl nicht gab, würde er alles verlieren, was ihm wichtig war. Seinen Bruder, seine Freiheit und seine Milla. Er sah ihr schönes Gesicht vor seinem inneren Auge. Seine Hand ballte sich zur Faust. Er durfte sie nicht verlieren! Milla war alles, woran sein Herz hing. Und was war schon ein wenig Mitgefühl im Vergleich zu Liebe? Kaum der Rede wert.

»Ihr habt gewonnen«, stieß er hervor. »Ich gebe Euch mein Mitgefühl.«

»Sehr schön, sehr schön.« Die Unke klang erfreut. »Entblößt Eure Brust.«

George zögerte einen Moment, ehe er sich auszog. Er hatte seine Entscheidung getroffen. Als er sich das Hemd über den Kopf zog, wurde es stockdunkel in der Höhle.

»Habt keine Angst, es wird nicht lange dauern.« Die Stimme der Unke war nun ganz nah, als stünde sie direkt vor ihm.

»Ich habe keine Angst«, knurrte er.

»Doch, das habt Ihr. Ich kann sie riechen.«

Auf einmal spürte George etwas Feuchtes an seiner linken Brust, das direkt in sein Herz zu dringen schien. Es saugte daran und George war unfähig, sich zu rühren. Zur Salzsäule erstarrt stand er da und nahm wahr, wie die Trockenheit in seinem Herzen zunahm. Das Mitgefühl in ihm verdorrte, bis nichts mehr davon übrig war. Die Unke hatte es bis auf den letzten Tropfen ausgesaugt. Ein Schlabberlaut war zu hören, und ein Bild tauchte in Georges Kopf auf, wie die Unke sich über die Lippen leckte.

Als es in der Höhle wieder heller wurde, fühlte George sich wie immer. Die Unke sollte Recht behalten, es war, als hätte er nie Mitgefühl besessen. Da war nichts, das fehlte. Er wandte sich seinen Sachen zu und fand darauf einen Flakon aus grünem Glas. Er bückte sich danach, schob ihn in seine Hosentasche und griff nach seinem Hemd. Sobald er sich angezogen hatte, verließ er die Höhle so schnell wie möglich.

Draußen wartete, angebunden an einen Baumstamm, Reaper auf ihn und graste. Der Rappe begann nervös zu tänzeln, als George sich ihm näherte. Das Tier schien zu spüren, dass sich sein Reiter verändert hatte.

Unbemerkt von George breitete sich die Dürre in seinem Herzen weiter aus, griff nach seinen übrigen Gefühlen und vergiftete auch diese. Ohne das Mitgefühl konnten auch Güte, Anstand, Freundlichkeit nicht existieren und am allerwenigsten die Liebe. Doch diesen Teil hatte die Unke ihm verschwiegen.

Während George nach Reapers Zügeln griff, sich auf sein Pferd schwang und ihn in wildem Galopp antrieb, vertrocknete mit jeder Sekunde, die verstrich, seine Liebe zu Milla mehr und mehr.

Als er Tage später den Palast erreichte, gab es den alten George nicht mehr. Noch immer war er nicht daran interessiert, die Führung des Landes zu überneh-

men und das war der einzige Grund, warum er Prinz Edmund das Heilmittel verabreichte, anstatt es für sich selbst aufzubewahren. Er beobachtete mit einer Art distanzierendem Interesse, wie der Wundbrand verblasste, die Wunde sich schloss und das Gesicht seines Bruders eine gesunde Färbung annahm. Zum ersten Mal seit Wochen waren Edmunds Augen klar und nicht länger glasig vom Fieberwahn.

»Du hast mich geheilt«, brachte Edmund mit kratziger Stimme hervor. »Wie?«

»Ich hatte dir mein Wort gegeben.« George ging nicht auf die Frage ein.

»Hast du? Ich kann mich nicht erinnern«, erwiderte Edmund mit gerunzelter Stirn.

»Hier trink etwas.« George reichte ihm einen Becher voll Wasser, weil er das Kratzen in Edmunds Stimme nicht länger ertrug.

Sein Bruder nippte daran, ehe er erschöpft zurück in die Kissen sank. »Wie hast du es angestellt?«, fragte er erneut.

»Das ist nichts, worüber du dir den Kopf zerbrechen müsstest.«

Ohne ein weiteres Wort verließ er die Gemächer seines Bruders und machte sich auf den Weg zu seinen eigenen.

Er hatte sich kaum frisch gemacht und die Reitkleidung gegen seine normale Kleidung am Hof getauscht, da klopfte es an seiner Tür.

»Herein!«, rief George.

Es war James, der seine Gemächer betrat. »Gott sei es gedankt, du bist unbeschadet zurück. Was war der Preis, den du für das Heilmittel zahlen musstest?«

»Ich musste der Unke mein Mitgefühl geben.« George zuckte mit den Schultern, als wäre das nicht weiter von Belang.

»Du musstest was? Bei Gott, das ist furchtbar. Das hättest du nicht tun sollen. Wie fühlst du dich?«

George konnte die Bestürzung, die er in James' Gesicht las, nicht nachvollziehen. Er fühlte sich wie immer. »Völlig normal.«

James trat näher und blickte ihn forschend an. Fast schien es, als suche er nach etwas in Georges Gesicht. Als er es offenbar nicht fand, wurde seine Miene traurig. »Deine Augen sind anders. Irgendwie kalt. Ich denke ...«

»Überlass das Denken lieber mir. Ich bin der Prinz und du bloß ein unbedeutender Diener«, schnitt George ihm das Wort ab. »Und jetzt verschwinde. Ich möchte mich ausruhen.«

James starrte ihn schockiert an, dann verbeugte er sich steif. »Wie du wünschst. Ich empfehle mich.«

Sobald er weg war, stützte George sich erschöpft an seinem Waschtisch ab und starrte sein Ebenbild im Spiegel an. James hatte recht, er hatte sich verändert. Seine Augen, die schon immer dunkel gewesen waren, schienen nun regelrecht schwarz zu sein. Die Pupille war kaum mehr von der Iris zu unterscheiden. Sein Blick war hart und der Zug um seine Mundwinkel unnachgiebig. Er fuhr sich durch seine schwarzen Haare, bewunderte seine makellose Haut, seine Jugend. Er sah stattlich aus. Nein, mehr als das. Attraktiv und begehrenswert.

George beugte sich dem Spiegel noch näher entgegen, untersuchte sein Gesicht nach nicht vorhandenen Falten. Plötzlich war er sich sicher, das Schönste zu sein, was die Natur jemals hervorgebracht hatte und er wusste, er würde alles daransetzen, diese Schönheit zu bewahren. Noch nie hatte er mehr seine eigene Vergänglichkeit gespürt als in diesem Augenblick und noch nie war der Drang größer gewesen, dieser entgegenzuwirken. Er spürte es tief in sich. Ewige Jugend: Das war es, was sein Herz begehrte.



Zwei Tage später lief Milla an ihm vorbei und blickte dabei demonstrativ in die andere Richtung. George, der ein dermaßen respektloses Verhalten nicht dulden konnte, machte zwei lange Schritte auf sie zu, packte sie am Arm und hinderte sie daran weiterzugehen.

»Was soll das?«, knurrte er.

»Das könnte ich dich auch fragen.« Milla wandte ihr Gesicht ihm zu und funkelte ihn an. »Du bist seit zwei Tagen wieder am Palast. Zwei Tage, George, und du hältst es nicht für nötig, mich persönlich aufzusuchen. Ich habe durch das Gekuschel des Personals erfahren, dass du wieder hier bist.«

Georges Stirn legte sich in Falten. Ihm gefiel der Tonfall nicht, mit dem Milla zu ihm sprach. »Ich muss dir keine Rechenschaft ablegen.« Seine Stimme nahm einen warnenden Unterton an.

»Nein, natürlich nicht. Mein Prinz.« Milla spie ihm die Worte förmlich ins Gesicht, während sie versuchte, ihm ihren Arm zu entwinden.

Daraufhin verstärkte sich sein Griff nur noch mehr.

»Du tätest besser daran, dich zu zügeln«, warnte er sie.

»Wie kannst du nur? Hast du auch nur die geringste Ahnung, wie viele schlaflose Nächte ich deinetwegen hatte? O George, dir hätte sonst etwas zustoßen können. Ich war krank vor Sorge.« Tränen schimmerten in ihren Augen.

George löste den Griff um ihren Arm, da er annahm, die Tränen rührten daher.

»Wie du siehst, bin ich unversehrt.«

Milla schüttelte den Kopf. »Unversehrt. Nein, etwas ist anders. Du hast dich verändert. Irgendetwas stimmt nicht mit dir.«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst. Mir geht es ausgezeichnet.«

»Beweis es«, forderte sie und legte eine Hand auf seine Brust. »Küss mich.«

»Bist du des Wahnsinns?« George stieß sie von sich. »Doch nicht hier, wo alle uns sehen können.«

Wut glomm in ihm auf. Eine heiße, allesverzehrende Wut. Milla wollte ihn bloßstellen. Das war ihre heimtückische Absicht, aber er hatte sie durchschaut.

Plötzlich fielen ihm all die Unvollkommenheiten an ihr auf. Der kleine Höcker auf ihrer Nase, die zu eng stehenden Augen, die Speckrolle an ihrem Bauch und die Schwielen an ihren Händen. Wie hatte er sie jemals hübsch finden können? Milla war nicht schön, zumindest nicht schön genug für ihn.

»Dann komm mit. Ich weiß einen Ort, an dem wir ungestört sind«, sagte Milla.

»Nein.« George machte einen Schritt von ihr weg. »Ich verspüre nicht das geringste Verlangen, dich zu küssen.«

Milla sah aus, als hätte er sie geohrfeigt. Ihre Wangen fingen an zu glühen.

»Was ist nur mit dir geschehen?«, stammelte sie. »Was hat die Unke dir angetan?«

George erinnerte sich daran, wie er Milla einmal gesagt hatte, er würde sie lieben. Er erinnerte sich ebenfalls daran, dass er einzig zur Unke gegangen war, um eines Tages mit Milla zusammen sein zu können. Ohne all die Heimlichtuerei. Er erinnerte sich daran, aber es löste keine Gefühle in ihm aus. Es war, als hätte sich über seine Erinnerung ein dichter Nebelschleier gelegt, der sämtliche Farbe herausaugte. Lediglich das schwache Echo der Gefühle, die er einmal für die Küchenmagd gehegt hatte, hallte in ihm wider.

Dieser Widerhall war es, der ihn dazu veranlasste, Milla die Wahrheit zu sagen.

»Die Unke hat mir mein Mitgefühl genommen. Aber ich glaube, es war nicht nur

das. Ich kann mich nicht erinnern, wie es ist, dich zu lieben. Es ist, als wäre da nie etwas gewesen außer einer schwarzen Leere in meiner Brust.«

Bestürzung zeigte sich auf Millas Gesichtszügen und weitere Tränen sammelten sich in ihren Augen, die ihr die Wangen hinunterliefen.

Fasziniert beobachtete George sie. »Weshalb weinst du?«

»Ich weine um dich.« Der Tränenfluss aus ihren Augen wollte nicht abreißen. »O George«, jammerte sie und in diesen zwei Worten lag die Schwere all dessen, was sie verloren hatte.

»Das musst du nicht. Ich lebe noch.«

»Du irrst dich«, stieß Milla hervor. »Der George, den ich geliebt habe, ist in der Höhle der Unke gestorben.«

Damit wandte sie sich ab und lief davon.

Und diesmal hielt George sie nicht auf. Er stand einfach nur da und schaute ihr hinterher, bis Milla verschwunden war.

Fortan sah George überall nur die Unvollkommenheit der Dinge. Nichts genügte mehr seinen Ansprüchen, nichts bereitete ihm mehr Freude. Das einzig Schöne in seinem Leben war er selbst und dies musste er um jeden Preis bewahren. Er selbst war das Einzige, für das er Wertschätzung empfand. George verwechselte dieses Gefühl mit Liebe, aber es löste in ihm eine Besessenheit aus, ein Mittel zu finden, damit ihm diese Gefühle erhalten blieben. Damit er nicht das Einzige auf dieser Welt, das ihm noch etwas bedeutete, verlor.

